



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., M.: Der Weltweise von Frankfurt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Weltweise von Frankfurt.

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Von Wilhelm Gwinner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Wir waren bisher der Meinung, daß man nur Heiligenbilder auf Goldgrund malen dürfe. Wir huldigten ferner der Ansicht, daß das Leben und der Charakter eines echten Philosophen wenigstens im Großen und Ganzen seiner Lehre entsprechen müsse, und wir hielten uns der Uebereinstimmung Aller versichert, wenn wir mit dem Begriffe eines Heros der Wissenschaft stillschweigend die Vorstellung einer nobeln Gesinnung, humaner Denkart, feinen Gefühls für das Schickliche und Unmuthige verbanden und kleine Abweichungen hiervon als Ausnahmen, große als undenkbar ansahen. Wir lebten endlich der Ueberzeugung, daß eine philosophische Weltanschauung, die den Fortschritt der Menschheit in Abrede stellt und deshalb mit Geringschätzung auf die Geschichte blickt, nach Kant und Hegel nicht wohl mehr möglich, mindestens nicht an ihrer rechten Stelle sei, da sie von Rechtswegen nicht an das Ende der Geschichte der Philosophie, sondern an den Anfang dieser Geschichte und der menschlichen Entwicklung überhaupt, wo es eben noch keine Entwicklung zu betrachten und zu deuten galt, in die Zeiten Schaksamunis, an den Ganges oder in den Himalaya gehöre.

Ständen diese Ueberzeugungen uns nicht so fest, wie ungefähr der Satz, daß zweimal zwei vier macht, so würde sie das obige Buch nicht wenig erschüttert haben. Der Verfasser nimmt sich vor und hält sich für befähigt, uns den wahren Schopenhauer zu zeigen. Er sagt: „Aus dem, was fahrende Literaten und Zeitungsschreiber, unterstützt von dem Gewäsche neidischer Zunftkritik, über ihn zusammengetragen, ist allmählig ein Zerrbild in Umlauf gekommen, dem das Urbild gegenübergestellt werden muß, damit die Nachwelt die rechte Mitte herausfinden könne sammt der Moral.“ Wenn er sich dieser Aufgabe gewachsen glaubt, so müssen wir ihm dies auf den ersten Blick zustehen. Er hat den Gegenstand seiner Darstellung lange Jahre genau zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er hat einen Trieb zur Wahrhaftigkeit, der keinen Schatten und Mangel wegzulassen gestattet, und so gibt er uns ein Porträt, das in den Einzelheiten treu wie eine Photographie ist. Dann aber werden wir stugig, zunächst wenn wir lesen, daß Herr Gwinner mit den Hauptergebnissen des Denkens seines Freundes nicht übereinzustimmen bekennt und

gleichwohl in demselben Athem klagt, daß das „vulgus profanum der Professionisten“ in seiner „angestammten unveräußerlichen Unfähigkeit, die köstliche Perle seines Geistes, die sie in der philosophischen Literatur unserer Tage vergraben finden wie der Hahn in der Fabel, zu würdigen und zu verwerthen“, die neue Frankfurter Weltweisheit nicht gebührend ehrte. Noch mehr aber erstaunen wir, wenn die Mittheilungen, welche uns der Verfasser über Schopenhauers Leben macht, uns einen Charakter zeigen, den selbst das mildeste Urtheil keinen edelgebildeten nennen würde, der fast in allen seinen Zügen abstößt, in keinem Zuneigung erweckt, ja der, ohne die entschuldigende Erinnerung an die Umstände angesehen, unter denen er sich entwickelte, dem gewöhnlichen Gefühl geradezu verächtlich erscheinen muß, und wenn wir zu gleicher Zeit erfahren, daß diese Persönlichkeit ein Genius ersten Ranges, ein hochbegnadigter Denker, eine Art Halbgott gewesen ist, der aus allen Poren geistiges Licht vom hellsten Glanz ausströmte, und dem wir darum tiefe Verehrung zu zollen haben.

Wir sehen's nicht, obwohl wir uns alle Mühe geben, aber wir müssen's glauben, wenn wir nicht vorziehen wollen, zu dem „profanum vulgus“ der Gwinnerschen Kraftsprache gerechnet zu werden. Wir fragen nach dem Grund des uns zugemutheten Glaubens und finden in dem Buche, wofern wir uns nicht im Schlußkapitel auf phrenologischem Wege bekehren lassen wollen, kaum eine andere der Berücksichtigung werthe Antwort als: er selbst, der Meister, hat's gesagt. Da wir diesen Grund nicht wohl als zureichenden anzuerkennen vermögen, so untersuchen wir das von Freundeshand gemalte Porträt nochmals mit möglichster Gewissenhaftigkeit, aber das Resultat bleibt dasselbe: eine Photographie, die nicht zu der Retouche stimmt, Goldgrund um eine Grimasse, moralische Gelbsucht für Beleuchtung von oben gehalten, ein Kopf, dessen nicht gewöhnliche Größe Raum für manchen guten Einfall hat, und eine Brust so schmal und dürftig, daß sie nicht einmal für die gewöhnlichsten Empfindungen rechtgeschaffner Menschen, ja daß sie eigentlich fast nur Raum für die Eigenliebe ihres Besitzers hat — das Ganze ein Widerspruch, der unlösbar sein würde, wenn nicht zunächst die Erinnerung aushälfe, daß in Glaubenssachen die Vernunft aufhört, und daß es Augen gibt, welche das, was ein normal organisirtes Auge fahlgelb oder aschgrau nennt, himmelblau oder rosenroth finden, und die deshalb in den Fall kommen können, Häßliches für schön zu halten.

Oder wäre der Vorwurf, der darin liegt, etwa uns zurückzugeben? Witten wir selbst etwa an einem Fehler der Sehkraft, der uns umgekehrt das Schöne häßlich erscheinen ließe? Der folgende Auszug aus der Gwinnerschen Schrift mag darauf antworten.

Arthur Schopenhauer stammte aus einer angesehenen Danziger Familie und wurde am 22. Februar 1788 geboren. Sein Vater, seinem Beruf

nach Kaufmann, war ein rücksichtslos heftiger und zäher Charakter, in politischen Dingen Aristokrat und Preußenfeind, im Uebrigen Weltmann, Liebhaber französischer und englischer Sitten und Freund vom Reisen. Die Mutter des Philosophen, eine geborene Trostener, anmuthig, gefellig, zu allerlei Vergnügungen geneigt, nicht ohne gute Talente, später als Schriftstellerin thätig<sup>2)</sup>, wählte den viel älteren Gatten nicht aus Neigung. Als im März 1793 der Freistaat Danzig der preussischen Monarchie einverleibt wurde, wanderte die Schopenhauer'sche Familie nach Hamburg aus, wo sie, mit mancherlei Unterbrechungen durch Reisen, zwölf Jahre verblieb. Frühzeitig lernte der Knabe auf diesen Reisen die Welt kennen und namentlich Frankreich, wo er vom neunten bis zum elften Jahre bei einem Geschäftsfreund seines Vaters lebte und sich so sehr zum Franzosen umwandelte, daß er selbst seine Muttersprache vergaß. Heimgekehrt sollte er sich zum Kaufmannsstand vorbereiten; zwar gelang es seiner früh erwachten Neigung zur Wissenschaft endlich, den Vater zu bewegen, ihn das Gymnasium beziehen zu lassen, doch wurde er von diesem noch vor endgiltiger Beschlußfassung durch das Versprechen einer längeren Reise ins Ausland umgestimmt, die ihn in den Jahren 1803 und 1804 nach Belgien, England, Frankreich und der Schweiz führte, und nach deren Beendigung er bei Senator Jenisch in die kaufmännische Lehre trat. Kurze Zeit nachher erfolgte der plötzliche Tod seines Vaters, wie es scheint — denn er litt an krankhaften Beängstigungen — durch Selbstentlebung, und dieser Todesfall gab der Wittve und dem Sohne eine Freiheit, welche beide, ihren Charakteren gemäß, nach entgegengesetzten Richtungen führte. Jene siedelte mit ihrer Tochter an Weimars Musenhof über, wo sie bald mit allen Berühmtheiten der Stadt befreundet wurde. Dieser verfolgte noch eine Zeit lang mit Widerstreben die ihm verhaßte kaufmännische Laufbahn, erhielt aber endlich von der Mutter auf den Rath Fernows die Erlaubniß, sich den gelehrten Studien zu widmen, und bezog zu diesem Zweck zunächst das Gymnasium zu Gotha, wo er rasche Fortschritte machte, sich aber bald durch hochmüthige Verspottung eines Lehrers eine Demüthigung zuzog, die ihn von dort vertrieb.

Seine Mutter wünschte, er solle nach Altenburg gehen. Er aber zog es vor, in Weimar zu bleiben und sich durch Privatstudium unter Passows Leitung auf die Universität vorzubereiten. Doch wohnte er nicht im Hause der Mutter, und zwar deshalb nicht, weil dieselbe sich durch das melancholische und zugleich düffelhaft absprecherische Wesen des Sohnes unangenehm berührt fand. Der junge Philosoph muß in der That schon damals der unleidliche Timon gewesen sein, der später in Frankfurt Stadtfigur wurde. „Ich habe dir im-

2) Es ist die bekannte Johanna Schopenhauer.

mer gesagt," schrieb ihm die Mutter einst, „es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle dir nicht, so lange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich erkenne dein Gutes nicht, aber . . . ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen; auch dein Mißmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Drakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume.“

Wie sich mit solch einer Melancholie, solchem Jammer über die schlechte Welt vertrug, daß der junge Herr als Gothaer Gymnasiast den Dandy spielte, sich von Hamburg eine neumodische Claque verschrieb, den Umgang von Baronon und Comtessen suchte u. s. w. überlassen wir Andern zu erklären. Genug, daß er, nach Weimar übergesiedelt, sich ernstlich ans Lernen machte und auf diese Weise schon im Jahr 1809 dahin gelangte, die Universität beziehen zu können. Er wählte Göttingen und ließ sich dort in der medicinischen Facultät einschreiben, ging aber bald zum Studium der Philosophie über, bei dem Schulze, der Verfasser des „Aenesidem“, von entscheidendem Einfluß auf ihn wurde, indem er ihm rieth, vorerst allen Fleiß auf Plato und Kant zu verwenden.

Im Herbst 1811 ging er nach Berlin. „Durch Fichte's Ruf dahin gezogen, brachte er bereits zu viel Selbstgefühl und Selbständigkeit des Urtheils mit, um dem (man bemerke, daß Herr Gwinner spricht) zur Sophistik ausgearteten Philosophiren dieses merkwürdigen Mannes gläubig zu folgen,“ und „bald wich die Verehrung a priori der Geringschätzung und dem Spotte,“ der auch das Aeußere des Lehrers zur Zielscheibe nahm, dessen Enthusiasmus für hohles Pathos erklärte und später zur niedrigen Schimpferei im Styl der Frankfurter Vorstädte ausartete. Aehnlich verhielt er sich zu Schleiermacher, bei dem er Geschichte der Philosophie im Mittelalter hörte, und den er einen „Pfaffen“ schalt, während Hegel ihm ein „ekelhafter Schwäger,“ Solger für ihn nur ein „süßer Herr“ war. Außer philosophischen Collegien hörte er naturwissenschaftliche und philologische, letztere namentlich bei Wolf, welcher einer der wenigen Professoren gewesen zu sein scheint, die ihm imponirten.

Der ausbrechende Freiheitskrieg, der den „Windbeutel Fichte“ zu seinen Reden an die deutsche Nation begeisterte und selbst den schwächlichen Schleiermacher auf den Exercierplatz rief, ließ unsern Philosophen kalt, und nach dem zweifelhaften Ausgang der Schlacht bei Lüzen flüchtete er zuerst nach Dresden,

dann nach Rudolstadt, nicht bloß, wie sein Biograph meint, weil jetzt an eine ruhige Promotion in Berlin nicht mehr zu denken war, sondern auch, wie das Spätere zeigen wird, weil einer der Grundzüge seines Wesens in unüberwindlicher Feigheit bestand und weit davon gut vor dem Schuß ist. In Rudolstadt schrieb er die Abhandlung „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, auf Grund deren er von der philosophischen Facultät zu Jena promovirt wurde. Den folgenden Winter verlebte er in Weimar, wo er mit seiner Mutter immer mehr zerfiel. „Er warf ihr vor, das Andenken seines Vaters nicht genug geehrt zu haben“. — „Ich und du sind zwei! pflegte er manchmal aus der tiefsten Verstimmlung heraus ihr zu sagen“. — „Als er ihr die vierfache Wurzel überreichte, scherzte sie, das sei wohl etwas für den Apotheker. Man wird es noch lesen, entgegnete er, wenn von deinen Schriften kaum noch ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird“. — „Damals schon sprach er die Absicht aus, der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts zu werden.“ — „Die Furcht des Sohnes, daß das väterliche Vermögen in den Händen der Mutter noch ganz zusammenschwinden und ihm damit der Boden unter den Füßen weggezogen werden könnte — denn zum Erwerb fühlte er sich gänzlich unfähig — steigerte sein Mißtrauen zur Angst und führte zu so heftigen Austritten zwischen beiden, daß sie ferner nicht zusammen leben konnten.“

Mit Goethe bekannt geworden, beschäftigte er sich mit dessen Farbenlehre und studirte unter Anleitung desselben Optik, wobei er fand, „daß Goethe die Entstehung der sogenannten physischen Farben richtig erkläre, ebenso aber auch daß dessen Lehre die Stelle einer allgemeinen optischen Theorie, die weder physisch noch chemisch, sondern physiologisch gefaßt werden müsse, nicht vertreten könne.“

Im Frühjahr 1814 zog er nach Dresden, wo er vier Jahr blieb und das Buch „die Welt als Wille und Vorstellung“ verfaßte. „Obwohl die angeborene Aristokratie seines Charakters auch hier seinen Umgang sehr beschränkte, so lebte er doch nicht eingezogen, sondern verkehrte mit den Zeitgenossen und wußte seine ihr Recht fordernde Jugend, so weit es der höhere Zweck, die souveräne Macht seiner Bestimmung zuließ, als Mann von Welt zu genießen“. Als Commentar zu diesen Andeutungen diene, daß sein Umgang durch „die angeborne Aristokratie seines Charakters“ auf Belletristen dritten Ranges wie Heun, F. A. Schulze (Raun) und Gustav Schilling sowie auf den gutherzig duldsamen Dilettanten v. Quandt beschränkt wurde\*) und daß die Genüsse, welche „seine Jugend als ihr Recht forderte“, — man vergleiche Seite 45, 49, 54 und vorzüglich 147 — vor Allem beim andern Geschlecht gesucht worden zu sein scheinen. Auf die Entstehung jenes Buchs wirkten außer Kant beson-

\*) Mit Tieck brachten ihn Ausfälle gegen Fr. Schlegel auseinander.

ders Helvetius und Cabanis ein. „Beide nämlich öffneten ihm die Augen über die secundäre Natur des Intellects, deren speculative Begründung ihm, zumal der Modephilosophie seiner Zeit gegenüber, zum unvergänglichen Ruhm gereicht, und die er selbst als den Brennpunkt und als das wesentliche Verdienst seiner Lehre urgirt“. Das Werk erschien im November 1818, während sein Verfasser nach Italien abgereist war.

„Das stolze Gefühl, der Welt seine Schuld abgetragen zu haben, begleitete ihn über die Alpen“. — „In Rom, wo er vier Monate blieb, und in Neapel verkehrte er besonders viel mit jungen Engländern. Als erregendes Centrum eines bald größeren, bald kleineren Kreises nahm er auch Theil an allen Excentricitäten desselben. Hier sehen wir den „misanthropischen Weisen“ in einer anderen Gestalt als der landläufigen des deutschen Stubengelehrten“. Namentlich in Venedig „wo die Zauberarme der Liebe ihn umstrickt hielten, bis die innere Stimme ihm gebot sich loszureißen und seinen Weg allein weiter zu wandeln“, scheint diese Gestalt eher an Byron, der sich damals ebenfalls dort aufhielt, als an den deutschen Stubengelehrten erinnert zu haben. Von italienischen Dichtern war ihm Petrarca der liebste. Im Gebiet der Kunst richtete er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Plastik und Architektur. Auf dem der Musik gab er Rossini den Vorzug.

„Mitten in diese sorglose Heiterkeit seiner italienischen Reise fiel die Unglückspost von dem Sturz des Danziger Handelshauses, dem seine Mutter den größten Theil ihres Vermögens ohne Sicherheit anvertraut hatte. Sie und ihre Tochter gingen aus diesem Bankerott fast verarmt hervor; ihn selbst bewahrte zeitiges Mißtrauen und energisches Auftreten vor empfindlicherem Verluste“. Indes rief ihn der Unfall früher, als er beabsichtigt, in die Heimath zurück, und „die Möglichkeit in eine des Erwerbs bedürftige Lage zu kommen, drängte den immer das Schlimmste besüchtenden Mann zum Eintritt ins praktische Leben.“

In Frühling 1820 ging Schopenhauer nach Berlin, um sich, indem er bald auf den durch Solgers Tod damals gerade leer gewordenen philosophischen Lehrstuhl berufen zu werden hoffte, als Docent zu habilitiren. Der Erfolg dieses Versuchs entsprach seinen Erwartungen nicht. Hegel und Schleiermacher hatten bereits das Terrain erobert, der junge Philosoph fand keine Zuhörer, außerdem sagten ihm Klima, Manieren und Wirthstafeln Berlins nicht zu, und so floh er schon im Frühjahr 1822 wieder nach Italien zurück. Sein geselliger Umgang in Berlin hatte sich wenig in der akademischen Sphäre bewegt. „Die Concurrenten mied er absichtlich, und die Pedanterie des deutschen Gelehrtenthums ekelte ihn an. Besser kam er mit Weltleuten zurecht, die er überall nach aristokratischen Maximen wählte“. Welchen Schlags diese aristokratischen Maximen waren, wo sichs um geringes Volk handelte, zeigte er einst bei einem

Vorfall, den wir zugleich als Probe für die Ansichten seines Biographen über den Umgang mit Menschen von Herrn Gwinner selbst erzählen lassen. Eine Bekannte seiner Hauswirthin 1821 hatte die Gewohnheit, in seinem Vorzimmer Kaffeebesuche zu empfangen. „Diese Person warf er einst unsanft zur Thür hinaus, wobei sie auf den rechten Arm fiel und arbeitsunfähig geworden sein wollte. Es kam zum Proceß, der für ihn ungünstig endete; denn er mußte die Alte lebenslänglich alimentiren. Sie besaß leider (!) eine zähe Constitution: selbst der Bürgengel der Cholera rang vergebens mit ihr, und er trug die Last über zwanzig Jahre, bis er endlich auf ihren Todtenschein schreiben konnte: obit anus, abit onus“.

Aus Italien wieder zurückgekehrt, nahm Schoppenbauer 1825 einen abermaligen Anlauf, sich in Berlin einen philosophischen Lehrstuhl zu gewinnen, aber zu seinem Colleg meldete sich nur „jene bekannte akademische Demimonde, welche mit Professoren speist und aus Langeweile, Courtoisie oder Eitelkeit einmal in den Hörsaal gelaufen kommt, ohne ständiges Mitglied eines Collegs werden zu wollen.“ „So machte er sich denn mit dem Gedanken vertraut, auf jede mündliche Lehrtätigkeit zu verzichten; denn den Versuch anderwärts zu erneuern, erlaubte sein gerechter Stolz nicht.“ In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts machte er die persönliche Bekanntschaft Alexanders von Humboldt, dem er sich Anfangs mit Verehrung näherte, bald aber fremd fühlte, da er in ihm nur Talent, nicht Geist, nur scientia, nicht sapientia fand, und der ihm zuletzt auch nur einer von den „Götzen der Zeit“ war.

Der äußere Anstoß, dessen es noch bedurfte, um ihn für immer von Berlin zu scheiden, war endlich die Cholera, die 1831 dort austrat. Er beschloß, sich im südlichen Deutschland als Privatgelehrter anzusiedeln und wählte Frankfurt, „nicht der Frankfurter wegen, sondern einzig um des Comforts“, der ihm — wie Gwinner wiederholt bemerkt, — zur Vollbringung seiner Mission unumgängliches Bedürfnis war, „und der cholerafesten Lage willen.“ Hier lebte er von 1833 an fast ein Menschenalter hindurch „unter den Shopkeepers und Moneymakers — was sage ich! unter den Doctoren dieser vortrefflichen Stadt ungestört und unerkannt“, bis endlich vor etwa zwölf Jahren auch von der Welt außer ihm die Entdeckung gemacht wurde, daß er wirklich und wahrhaftig der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts sei.

Wie er aussah, möge man im dritten Kapitel Gwinners nachlesen. Hier genüge, zu bemerken, daß er unter Mittelgröße und von gedrungnem Bau war, daß er einen ungewöhnlich großen Kopf, glanzreiche blaue Augen und einen breiten Mund hatte, daß „sein Gesicht von Geist phosphorescirte“, und daß „seine Haltung durchweg aristokratisch war“, worunter zu verstehen ist, daß er „stets in ganzer Toilette, schwarzem Track (nach dem Kleiderschnitt seiner Jugend), weißer Halsbinde und Schuhen erschien.“

Auch in Betreff der Art, wie er sprach, müssen wir auf das Buch verweisen, welches darüber ausführlich Auskunft ertheilt, und uns darauf beschränken, seinem Biographen zu glauben, wenn er sagt, daß seine Rede sich gern auf das Höhere, im Wechsel der Erscheinung Beharrende lenkte und anschaulich, einfach, präcis, licht und lebendig war.

„Schopenhauer las viel und wußte Viel, aber nicht Vieles“. — „Von Jugend auf hatte sich sein eigentliches Studium auf einzelne Capitalwerke beschränkt.“ — „Er las mehr in fremden Sprachen als im Deutschen; vor Allem waren die griechischen und römischen Classiker zeitlich sein vertrauter Umgang.“ Unter den Lateinern war Seneca sein Liebling. Ueber die deutschen philosophischen Schriftsteller meinte er: „Es solle sich nur jeder unbefangenen prüfen, ob er aus den anspruchslosen und veralteten Schriften eines Reimarus, Garve, Sulzer, Platner, Feder, Meiners, ja selbst eines Krug nicht noch heutigen Tags mehr zu lernen vermöge, als aus denen der drei berühmten nachkantischen Sophisten.“ Uebersetzungen zu gebrauchen hielt er für eines Gelehrten unwürdig, doch beschäftigte er sich zuweilen selbst mit Uebersetzen. Von den neuern Literaturen cultivirte er am meisten die englische. Besonders emsig verfolgte er die Fortschritte in der Kenntniß des Orients, namentlich der Lehren des Buddhismus, der in wesentlichen Punkten mit den Ergebnissen seiner Speculation zusammenfiel und dessen Stifter in einer vergoldeten Statuette in seinem Zimmer eine Stelle fand. Aus ähnlichen Gründen ehrte er die deutschen Mystiker und Quietisten wie Meister Eckhart und Angelus Silesius, sowie die Trappisten, die er die ehrwürdigsten Mönche nannte. „Schriftstücke, an denen er sich immer von Neuem erbaute, waren die 105. Epistel des Seneca, der Anfang von Hobbes „de cive“, Macchiavells „Principe“, die Rede des Polonius an Laertes im Hamlet, die Maximen Gracians (eines spanischen Jesuiten des 17. Jahrhunderts, dessen Werk er ins Deutsche übertrug), die Schriften der französischen Moralisten, Shensstone's und Klinger's.“ Von Dichtern las er am fleißigsten Shakespeare und Goethe, dann Calderon und Byron, „dessen pessimistischer Cain ihn natürlich am meisten entzückte.“ — „Unter den Lyrikern hielt er neben Petrarca Burns und Bürger in hohen Ehren.“

1836 erschien von ihm die kleine Schrift „Ueber den Willen in der Natur“, 1841 „die beiden Grundprobleme der Ethik“, 1844 der zweite Band der „Welt als Wille und Vorstellung“, dem 1851 die „Parerga und Paralipomena“ folgten.

Wir kommen zum sechsten Kapitel der Gwinnerschen Biographie, welches die für den Leser des Vorigen vermuthlich schon entschiedene Frage beantwortet: „Wer er war?“ Diese Antwort lautet für uns, um das gleich von vornherein zu sagen: Schopenhauer war ein bedeutendes Talent, welches jedoch von einer tiefcomplicirten ethischen Verbildung ergriffen, von einer fast unerhörten, durch

Nichtanerkennung seiner werthvolleren Leistungen nur gesteigerten und zugleich verbitterten Selbstüberhebung überwuchert, von angeborener Melancholie verdunkelt, in Pessimismus und Quietismus, Weltschmerz und eine barocke, bisweilen geradezu komische, auf alle Fälle bemitleidenswerthe Menschenverachtung umschlug.

Herr Gwinner freilich erklärt sich das anders. Ihm ist Schopenhauer ein Genie, und ein Genie muß sich in der Welt fremd und einsam fühlen, sich des Gegensatzes zu ihr bewußt sein. „Die geniale Individualität löst ihren vorweltlichen Rapport niemals völlig, setzt ihrer Entfaltung in dieser Welt Anfangs den zähesten Widerstand entgegen, knüpft nur schou und ungelont jedes neue Verhältniß an, dessen tiefere Wirkung sie instinctiv voraussieht und fürchtet, und bewahrt sich so länger die ursprüngliche Form des Gemüths, die uns aus den seligen Augen der Kindheit anlacht. Daher sieht sich dem den sichern Schatz im Herzen tragenden Genius das Spiel des Lebens nur in der Vorstellung leichter an, im Willen aber schwerer, und der wehmüthige Blick, den er, je weiter er im Leben fortschreitet, desto sehnsüchtiger nach der entschwindenden Kindheit zurückwirft, ist der Ausdruck des Gefühls dieser unüberwindlichen Schwere des Daseins.“ — Dem künstlerischen Genius „gelingt es eher, sich zurechtzufinden mit der Welt, die des Schönen so viel hat, und wenn er ja verzagen wollte, strömt er sein Herzblut in Bild und Gedicht aus, deren Schein die fehlende Wirklichkeit des Ideals für Augenblicke vergessen läßt. Dagegen der arme einsame Denker, dem kein Gott gab, zu sagen, was er leidet; zieht sich scheu zurück aus dem regen Handel dieser Welt: er eilt vom lauten Marktplatz des Lebens wie ein geschlagenes Kind, aus Furcht, sein Alles zu verlieren, sich selbst abtrünnig werden zu müssen, wenn er sich fügte.“

Wir halten uns nicht damit auf, diese wunderfame Anschauung vom Wesen des philosophischen Genies in ihrer Verkehrtheit darzustellen, und fragen nur, wie in aller Welt paßt dieser orphische Styl zu den sehr prosaischen Mittheilungen über Schopenhauer, die unmittelbar nachher folgen, und zunächst zu der wahrhaft ungeheuerlichen Feigheit unseres Weltweisen? Schon als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Während er in Berlin studirt, hält er sich für auszehrend. Beim Ausbruch des Freiheitskriegs verfolgt ihn die Furcht, für sein Vaterland mitkämpfen zu müssen. Aus Berlin vertreibt ihn die Cholera, aus Neapel die Angst vor den Blattern. In Verona peinigt ihn der Gedanke, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Jahre lang wird die Flamme seines Genius durch die Furcht vor dem Verlust seines Vermögens und vor Anfechtung der Erbtheilung seiner eigenen leiblichen Mutter gegenüber getrübt. Entsteht in der Nacht Lärm, so fährt er vom Bett auf und greift nach den Pistolen, die er beständig geladen hält,

Seine Werthsachen versteckte der (beiläufig in der letzten Zeit sehr sparsam gewordene und geschickt in Staatspapieren speculirende) Genius dergestalt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. „Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Oekonomie betraf (er war nie verheirathet), vertraute er der Landessprache an. Er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als *arcana medica*, die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenhäften und sein Gold unter dem Tintenfaß im Schreibepult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauch unter Verschuß. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus beigesetzt werden sollte. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden.“

Mit Chamfort meinte er, der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen. Mit Leopardi hielt er den Betrug für die Seele des gesellschaftlichen Lebens und die Welt für eine Verschwörung der Schurken gegen die ehrlichen Leute. Derselbe Mann, welcher lehrte, der beste Mensch sein, heißt zwischen sich und den andern den wenigsten Unterschied machen, der schlechteste, den meisten — hatte, wie der Evangelist Gwinner sich ausdrückt, „von der Wiege bis zum Grabe die unerschütterliche Ueberzeugung“, oder wie wir es richtiger auszudrücken glauben, den wahnwitzigen Hochmuth, „daß ihn Sterneweiten von denen trennten, mit denen er leben, die er lieben sollte.“ Gwinner illustriert das mit einer ganzen Reihe von Sprüchen seines Philosophen, von denen wir einige besonders bezeichnende auswählen.

„Schon mit dreißig Jahren war er es herzlich müde, Wesen für seines Gleichen ansehen zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien. So lange die Kage jung sei, spiele sie mit Papierkugeln, weil sie solche für lebendig, für etwas ihr selbst Aehnliches halte; aber wenn sie älter geworden, wisse sie was es sei und lasse es liegen. So sei es ihm mit den *bipedes* gegangen. *Similis simili gaudet*: um von den Menschen geliebt zu werden, müßte man ihnen ähnlich sein; das aber hole der Teufel! Was sie zusammenbringe und zusammenhalte, sei ihre Gemeinheit, Kleinheit, Platitude, Geisteschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei sein Gruß an alle *bipedes*: *pax vobiscum, nihil amplius.*“

„Fast jeden Contact mit Menschen hielt er in seinem reiferen Alter für eine *contamination*, ein *defilement*. Sie seien so beschaffen, daß wer im

Laufe seines ganzen Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht habe, der Weiseste gewesen sei. Man sollte sich ansehen wie ein Brahmine unter Sudras und Varias."

"In einer Welt, wo wenigstens fünf Sechstel Schurken oder Narren oder Dummköpfe seien, müsse für jeden des übrigen Sechstel, und zwar um so mehr, je weiter er von den Andern abstehe, die Basis seines Lebenssystems Zurückgezogenheit sein, je weiter, desto besser. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Einöde sei, in der man nicht auf Gesellschaft zu rechnen habe, müsse zur Empfindung und habituell werden."

Diese Verachtung der Menschen muß sich sehr lange Zeit nur auf die eine Hälfte des Geschlechts erstreckt haben. „Mit Lord Byron seufzte er oft, daß es ihm so schwer werde, mit den Weibern zu brechen, und doch so leicht, mit den Männern.“ Und erst von seinem hohen Alter gilt es, wenn sein Biograph bemerkt: „vor Allem schätzte er sich mit Sophokles glücklich, dem Taumel der Aphrodisien entrückt zu sein (der kurz vorher als „abnorm starke Festigkeit der Triebe“ bezeichnet wird); denn in diesem Punkte war das Selbstgenügen des Jünglings auf schwachen Füßen gestanden.“

Mit dem, was Schopenhauer lehrte, was man etwa sein System nennen könnte, können wir uns hier nicht eingehend beschäftigen. Eine kritische Uebersicht davon findet man im siebenten Abschnitt unsres Buchs. Seine Anhänger meinen in seiner Lehre einen werthvollen Fortschritt, eine Vollendung des Werkes Kants zu haben. Wir leugnen dies entschieden. Als geistreicher Kopf hat Schopenhauer eine ziemliche Anzahl interessanter Entdeckungen gemacht, z. B. daß die Welt androgynen Natur ist (wie die Auster), daß der Mensch seinen Willen vom Vater, den Intellect oder die Vorstellung von der Mutter erbt u. s. w. In anregender Weise und gutem Styl hat er den Umstand erklärt, daß die Natur den Frauen den Bart versagt hat. Lesenswerth ist, was er über die Architektur der alten Griechen bemerkt, nicht unrichtig Manches von dem, was er, freilich fast immer mit Uebertreibung, im Tone widerlichen Reifens und das Kind mit dem Bade verschüttend, über Schelling und Hegel äußert. Daß seine Philosophie eine neue Epoche bilden werde, daß diese bis jetzt fast nur von Dilettanten gepriesene Lehre, die zuletzt auf Erstödting des Willens zu Gunsten des Intellects, auf die buddhistische Nirwana hinausläuft, unsre Zeit erobern werde, ist glücklicherweise eben so wenig zu erwarten als zu wünschen. Die deutsche Gegenwart hat sich von der Philosophie abgewandt, um das, was der letzte große Philosoph, was Hegel Wahres gefunden, auf dem Gebiet der Erfahrungswissenschaften, vor Allem auf dem der Geschichte, praktisch zu verwerthen. Letztere und die Naturkunde sind es, in denen unser Geschlecht für sein Heil arbeitet, von denen es sich für eine neue Epoche erziehen und rüsten läßt. Für speculative Wissenschaften ist nur noch geringes

Bedürfnis vorhanden, und nichts steht in schrofferem Gegensatz zu allen Bestrebungen der Gegenwart, als der Quietismus und das Eremitenthum, die Schopenhauer uns predigt, und auf die er selbst schwerlich in so exorbitantem Grade verfallen sein würde, wenn sich ihm zu rechter Zeit eine Professur dargeboten hätte.

Gwinner selbst läßt gelegentlich durchblicken, daß es schwer ist, die Widersprüche im Leben seines Halbgottes zu erklären. Für ihn scheint ihm dies ziemlich gelungen zu sein. Für uns, welche die Freundschaft nicht blendete, ist es mißlungen. Wir sehen in seinem „Urbild“ nichts Anderes als das „Zerrbild“, über das er sich beklagt: einen begabten, nach gewissen Seiten ungewöhnlich scharfsinnigen Geist, aber zugleich ein krankes Gemüth, ein enges, dürres, verbittertes Herz, ein Vornehmthun, das an Selbstverächterung streift, einen Splitterrichter, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht, einen polternden Feigling. Die Menschenverachtung Schopenhauers als Heimweh des Genius deuten, ist mystische Täuschung, eine Philosophie, welcher die Erde ein Jammerthal ist und die gleichwohl ohne behaglichstes Versorftsein ihres Begründers nicht entstanden wäre, consequent finden, ist sinnlos. Das Buch ist eine Krankengeschichte, die im Ton eines Evangeliums vorgetragen wird.

Philister über Dir, Simson! — So könnten die Jünger Schopenhauers bei diesem Resultat unsrer Betrachtung ihrem Meister in das selige Nirwana nachrufen. Mögen sie's thun. Wir nehmen den Philisternamen in Sachen der Sittlichkeit als Ehrentiteln an und gestatten, so viel an uns ist, nicht, daß man dem Talent eine exremte Stellung über der Sphäre des Gewissens gebe, wir würden dies auch dann nicht gestatten, wenn der Weltweise von Frankfurt wirklich das Genie wäre, welches die Mode in einigen Kreisen aus ihm gemacht hat. Die Tage, wo dies in Deutschland erlaubt war, sind Gott Lob vorüber, und in diesem Sinne hat Herr Gwinner Recht, wenn er meint, daß „die deutsche Welt nicht eingerichtet ist für Genies.“

Das Buch erzählt, daß Schopenhauer einmal geäußert, wie er sich bisweilen irrtümlich für einen Andern gehalten, „z. B. für einen Privatdocenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem (oben angeführten) Injurienproceß, oder für den Liebhaber, den jenes Mädchen, auf das er capricirt ist, nicht erhören will, oder für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Misären laboriren. Das Alles sei er nicht gewesen, das Alles sei fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen sei, den er eine Weile getragen und dann gegen einen andern abgelegt habe. Wer aber sei er denn? Der, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben habe.“ Wenn sein Bio-

graph das in der Ordnung zu finden scheint, so wollen wir ihm sagen, worauf dies in seinen letzten Consequenzen ungefähr hinaus kommt und was der Grundirrtum seines ganzen Buchs ist.

In Kairo begegnet man nicht selten Derwischen oder Fakirs, denen es gelungen ist, sich durch fleißige Uebung den Zustand frommen Blödsinns bleibend zu erwerben, und die nun für „Santons“, Heilige gelten, obwohl sie in der Regel ein sehr unheiliges Aussehen haben und äußerst bedenkliche Gelüste an den Tag legen, alle Gebote des Islam übertreten, Weiber mißhandeln, Pöffen unzüchtigster Sorte reißer, alle Welt verspotten und schimpfen, nackt umherlaufen, Roth und Häckerling essen u. s. w. Niemand stößt sich daran; denn man nimmt an, daß ihre Seele bei Gott sei, und entschuldigt es, wenn der gleichgiltige bei solcher Entrückung des Willens ohne Aufsicht gelassene Körper sich unsauber und ungeschicklich aufführt. Man redet sie mit Ehrentiteln wie „Schech“ oder „Murebid“ an und sieht in ihnen „Welis“, Günstlinge Allahs (in die abendländische Anschauung übersetzt: Genies), die sich über die gewöhnliche Menschheit erhoben haben, diese verachten und übel tractiren können.

Soweit sich dies unter deutscher Sonne, die weniger als die ägyptische mit Sonnenstich droht, unter protestantischem Volk des neunzehnten Jahrhunderts und an den Wirthstafeln der guten Stadt Frankfurt nachahmen läßt, hat Schopenhauer hierzu ein Seitenstück geliefert, und er hat Leute gefunden, die ihm glauben, daß es nur der Rock war, der gegen fast alle Begriffe von Würde, Pietät und edler Denkart verstieß, nicht der wahre Schopenhauer, der die Welt als Wille und Vorstellung schrieb. Das ist die „Moral“, die wir dem neuen Evangelium entnehmen.

Wir aber wollen von solchem westöstlichen Derwischthum nichts wissen.

M. B.

### Aus Tirol.

Unsere Alerikalen verlassen allmählig die Winterquartiere und bereiten sich zu einem heftigen Frühlingskampfe vor. Diesesmal gilt es nicht blos der Ansiedlung der Protestanten auf dem heiligen Boden des Bischofs von Brixen, sondern wichtigere Angelegenheiten; der Entwurf des Religionsedictes läßt un-